

Uwe
Nettelbeck

PROZESSE

GERICHTSBERICHTE 1967-1969

Suhrkamp

SV

Unverkäufliche und unkorrigierte Leseprobe
Gebunden, ca. 250 Seiten, ca. € 19,95 (D)
Voraussichtlicher Erscheinungstermin: 09. April 2015
Bitte keine Rezensionen vor diesem Datum.



Uwe Nettelbeck (1940-2007) war Journalist, Schriftsteller und Musikproduzent. Er arbeitete unter anderem als Gerichtsreporter und Filmkritiker für *Die Zeit*, bevor er 1969 stellvertretender Chefredakteur der Zeitschrift *konkret* wurde. Zwischen 1970 und 1975 produzierte Nettelbeck die Krautrockband Faust. Von 1976 bis zu seinem Tod gab er, gemeinsam mit seiner Frau Petra Nettelbeck, die Zeitschrift *Die Republik* heraus.

»Walter Benjamins Ideal einer ›analytischen Deskription‹ erfüllte sich in Nettelbecks besten Texten.« Peter von Becker im *Tagesspiegel*

In den sechziger Jahren erlebt die Bundesrepublik ihren bis dahin radikalsten Wandel: Traditionelle Werte verlieren ihre Überzeugungskraft, die bürgerliche Kleinfamilie gilt vielen als Zwang, Studenten tragen ihren Protest aus den Universitäten auf die Straße, die erste Generation der RAF formiert sich. Als Gerichtsreporter der *Zeit* ist Uwe Nettelbeck mittendrin. Er berichtet von alltäglichen Schicksalen, aber auch über einige der spektakulärsten Strafsachen der Nachkriegszeit, etwa den Prozess gegen den »Kirmesmörder« Jürgen Bartsch oder den Frankfurter Brandstifterprozess gegen Andreas Baader, Gudrun Ensslin und andere.

Nach fünfzig Jahren versammelt dieser Band erstmals die Gerichtsreportagen, die Nettelbeck zu einem der bekanntesten Journalisten des Landes machten. Bis heute gehören sie zu den besten Artikeln, die je in deutschen Zeitungen veröffentlicht wurden. Nettelbeck schreibt verständlich, stets getrieben von dem Wunsch, die Motive, die Umstände und die Geschehnisse zu begreifen und sie dem Leser begreiflich zu machen. So entsteht ein einzigartiges Panorama jener bewegten Zeit. Doch seine meisterhaften Texte sind mehr als nur Zeugnisse: Immer stellt er sich auf die Seite der Opfer von Justiz, Politik und Gesellschaft. Wo andere überreden wollen, fordert er vom Leser, Partei zu ergreifen.

Uwe Nettelbeck
PROZESSE

Gerichtsberichte 1967-1969

Herausgegeben von Petra Nettelbeck
Mit einem Nachwort von Henrik Ghanaat

Suhrkamp

© Suhrkamp Verlag Berlin 2015
Umschlaggestaltung:
Hermann Michels und Regina Göllner
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-42482-7

Inhalt

Ich hatte doch keinen Grund

Der Fall des Malergesellen Eckart Mellentin,
der zum Doppelmörder wurde

Ich hab' doch solche Angst gehabt vor dem Mann

Ein Leben ohne Chance – Der Frankfurter Kindsmordpro-
zeß gegen Ursula Kablau (I)

Ich wollte nicht, daß meine zweite Ehe kaputtging

Das Doppelleben des Mannes – Der Frankfurter
Kindsmordprozeß gegen Ursula Kablau (II)

Die dreizehn Tage des Oberamtsrichters Maul

Witze in der Hauptverhandlung – Der Frankfurter
Kindsmordprozeß gegen Ursula Kablau (III und Schluß)

Ein Mord, der ohne Strafe bleiben mußte

Der Türke Mahmut und die alte Dame

Recht in höchster Instanz

Pechvogel als Kidnapper

Und dann hat sie geschossen

Mordprozeß Kreutzmann – Eine beinahe alltägliche Ge-
schichte vom Mädchen, das dem Leben nicht gewachsen war

»Das war kein Amüsement für mich, Herr Richter«

Der Prozeß gegen Jürgen Bartsch – Ein beispielloser Fall

Sein Leben – abgestimmt auf die Uhr der Mutter

Ein beispielloser Fall – Der Prozeß gegen Jürgen Bartsch (II)

»Ich bin heute noch froh, daß alles herauskam«

Ein beispielloser Fall – Der Prozeß gegen Jürgen Bartsch
(III und Schluß)

Es geschah im VW

Sie nennen es einen Sittenprozeß

Nur ein Bild des toten Timo

Der Frankfurter Brandstifter-Prozeß

Viermal drei Jahre Zuchthaus für eine sinnlose Demonstration

Die Justiz ist kein Papiertiger

Der Frankfurter Prozeß gegen den Theologiestudenten
Christian Boblenz

Es wird verurteilt – auf Biegen und Brechen

Der Frankfurter Prozeß gegen den Theologiestudenten
Christian Boblenz

In eigener Sache

Nachwort

Textnachweise

Ich hatte doch keinen Grund

Der Fall des Malergesellen Eckart Mellentin,
der zum Doppelmörder wurde

*Vor der Justiz lag alles, was nacheinander so natürlich
gewesen war, sinnlos nebeneinander in ihm ...*

Robert Musil

Am Abend des 6. Oktober 1965 tötete der damals vierundzwanzigjährige Malergeselle Eckart Mellentin aus Hamburg-Eppendorf, daran ist nicht mehr zu zweifeln, in seinem Mercedes 190 seine dreiunddreißigjährige Geliebte, die Redressiererin und spätere Sekretärin Ingrid Griebau, und den acht Monate alten Thorsten, ihr gemeinsames Kind.

Am Morgen des folgenden Tages bereits entdeckte ein Feuerlöschboot, das im Frühnebel dicht unter Land gelaufen war, am Elbstrand bei Övelgönne die halbbekleidete Leiche der Frau. Ein paar Meter von ihr entfernt fanden die Beamten der Mordkommission zwischen den Steinen auch die Leiche des Kindes. Beide Leichen wiesen Schlagverletzungen auf. Der Kopf der Frau war mit einem stumpfen Gegenstand eingeschlagen, um ihren Hals war ein zerrissener Nylonstrumpf zweimal geschlungen und verknotet. Am Hals des Kindes waren deutliche Würgemale zu erkennen. Als Todesursache konnte bei beiden Leichen zweifelsfrei Erwürgen festgestellt werden.

Noch am gleichen Tag, am Abend des 7. Oktober 1965 um

23 Uhr, wurde Eckart Mellentin in der Wohnung seiner Eltern festgenommen. Wenig später legte er ein volles und detailliertes Geständnis ab.

Er habe, sagte Eckart Mellentin in seiner ersten Vernehmung auf dem Polizeipräsidium, nach einem Geschlechtsverkehr, der sich über längere Zeit hingezogen habe, mit einem Stein auf Ingrid Griebau eingeschlagen. Weil sie noch gestöhnt habe, er meine sogar, seinen Namen gehört zu haben, deshalb habe er ihr einen Strumpf vom Bein gerissen, den rechten, und sie erdrosselt. Weil das Kind auf dem Rücksitz geschrien habe, deshalb habe er auch noch das Kind getötet, mit der Hand erwürgt, nachdem das Kissen, mit dem er es zunächst bedeckt haben will, nicht half. Ingrid habe ihn erpreßt, ihn gequält, körperlich und moralisch. Er habe sie und Thorsten an diesem Abend vom S-Bahnhof Stadtpark abgeholt, in der Nähe, am Südring, habe er den Wagen abgestellt, es sei vorher schon zu einem Streit gekommen, weil er Ingrid nicht die fünfhundert Mark habe geben können, die sie von ihm gefordert habe. Er sei ausgestiegen, um auszutreten, dabei sei er mit dem Fuß gegen einen Stein gestoßen. *Ich wußte plötzlich, daß einer von uns beiden gehen mußte.* Er habe den Stein aufgehoben und mit in den Wagen genommen. Es sei noch zum Austausch von Zärtlichkeiten gekommen, danach habe er zugeschlagen. *Dann erfolgte mein Handeln gegen das Kind. Es hatte ja keine Mutter mehr und war allein auf der Welt, und es schrie, und ich konnte das nicht mehr hören. Als es im Auto still war, hätte ich mich am liebsten selbst getötet.* In rasender Fahrt, sagte er, sei er kurz darauf zum Hafen gefahren, dort habe er an einer dunklen Stelle Ingrid und Thorsten, ihre Hand-

tasche und den Kinderwagen, ihren Schlüpfen und ein Netz mit Windeln in die Elbe geworfen. Dabei sei er von einem Streifenwagen vorübergehend gestört worden, dessen Besatzung die dortigen Fischhallen abgeleuchtet habe.

Eckart Mellentin fuhr nach Hause zu seinen Eltern. Am nächsten Morgen unternahm er die ersten unbeholfenen Versuche, Spuren zu beseitigen, obgleich es da keine Spuren mehr zu beseitigen gab. Pünktlicher als sonst erschien er an seinem Arbeitsplatz und bat darum, seinen Wagen zur Inspektion bringen zu dürfen. Zur Tankstelle gegenüber seiner und der Eltern Wohnung brachte er ihn. Er habe Farbe verschüttet, sagte er zu den Tankwarten, die er kannte, ob er seine Fußmatten auswaschen dürfe. Die blutigen Polster schnitt er heraus, den rechten Vordersitz montierte er ab, die Polsterstücke steckte er in einen Papiersack, den Sitz verstaute er im Kofferraum. Als die Kriminalpolizei den Wagen am Tag darauf sicherstellte, fand sie den Sitz im Kofferraum, fand sie den Papiersack, waren die Polster noch feucht von Blut.

Am 17. Januar 1967 fällte ein Hamburger Schwurgericht nach fünftägiger Verhandlung das Urteil über Eckart Mellentin: Wegen erwiesenen Mordes in zwei Fällen, begangen aus niederen Motiven, verurteilte es ihn zu zweimal lebenslangem Zuchthaus; es erkannte ihm die bürgerlichen Ehrenrechte auf Lebenszeit ab und legte ihm die Kosten des Verfahrens auf.

Das Gespenst Ali

Aber der Spruch erreichte Eckart Mellentin nicht mehr, nicht den Mann, der zweimal getötet hatte. Er sei nicht der Täter gewesen, waren seine letzten Worte; er sei unschuldig, hatte er zu Beginn der Hauptverhandlung gesagt. Der Eckart Mellentin, der sich nach der mündlichen Urteilsbegründung widerstandslos abführen ließ, nachdem er sich, dem Richter zugewandt, an die Stirn getippt hatte, war wahrscheinlich schon, auf der Flucht vor seiner Tat, die er nicht begreifen kann, hinter jene endgültige Schranke geraten, über die hinweg keine Verständigung mehr möglich ist. *Wie können Sie sagen, daß ich es begangen habe. Ich hatte doch keinen Grund. Es war Ali, der Algerier.*

Um sich zu retten, hatte er Ali, den Algerier ohne Familiennamen, erfunden – in einem Brief an die Staatsanwaltschaft drei Tage nach seiner Verhaftung, in dem er sein erstes Geständnis widerrief. Vielleicht hatte er in der Untersuchungshaft gehört, daß man es so anstellen müsse, vielleicht war Ali am Anfang wirklich nur ein plumper Trick, inzwischen jedoch, so sah es in der Hauptverhandlung aus, hat er sich Ali, dem Algerier, den es nicht gibt, anheimgegeben. Vielleicht glaubt er schon heute an ihn, daß er eines Tages an ihn glauben wird, an das Gespenst, das er beschworen hat, wohl um sich vor allem vor sich selber zu retten – dazu schien er entschlossen.

Es hätte der Geständnisse, die Eckart Mellentin abgelegt hat, seines ersten und der Geständnisse, die er dem Widerruf folgen ließ, der drei oder vier verschiedenen Geständnisse, die vermutlich alle einen Teil der Wahrheit enthalten,

gar nicht bedurft, um Eckart Mellentin zu überführen – zu eindeutig waren die Indizien, die gegen ihn sprachen. Bei seiner ersten Vernehmung gab er Details zu Protokoll, die nur der Mörder wissen konnte: die Art der Kopfverletzungen; daß der Strumpf, mit dem er Ingrid erdrosselt habe, dabei gerissen sei; ein Streifenwagen hatte tatsächlich in der fraglichen Nacht die Fischhallen abgeleuchtet. Später gab er an, diese Einzelheiten habe ihm Ali am Telephon mitgeteilt. Die Ingrid habe aber mürbe Strümpfe angehabt, soll Ali da gesagt haben, als er ihm *lapidar die Kausalität zur Tat hin* geschildert habe.

Daß einer, der des Doppelmordes überführt ist und ihn gestanden hat, ihn dann leugnet bis zuletzt, einem Richter ins Gesicht, der es nicht hat fehlen lassen an menschlicher Anstrengung, zu verstehen, Erklärungen zu finden für das Unfaßbare, das doch in ein Strafmaß gefaßt werden mußte, damit der Ordnung, dem Recht der Sozietät, Ordnung sich zu schaffen und zu erhalten, Genüge geschehen konnte, das kann, auf unserer Seite jener Schranke, nichts anderes sein als Berechnung, als ein üblicher Versuch, sich der Strafe zu entziehen, als Unverbesserlichkeit auch dann, wenn es nur der blanke Irrsinn ist.

Eckart Mellentin hatte eine Chance: die, bei seinem Geständnis zu bleiben, dem Richter bei seiner Suche nach Erklärungen zu helfen, um Mitleid zu bitten. Aber es war, als wollte er sich allem Mitleid verschließen. Das ist einer der Schrecken dieses Falles: Durch sein unbegreifliches Leugnen, durch die abstrusen und doch so kläglich durchsichtigen Erfindungen, die Eckart Mellentin zwischen sich und seine Tat schob, nahm er dem Gericht jeden denkbaren

Zweifel an der Verworfenheit seines Handelns. Unablässig, so schien es, war er darum bemüht, den Geschworenen den Anblick eines heimtückischen Mörders zu bieten, eines Mörders, dem keine Lüge zu frech ist, der für das Gericht nur ein verächtliches Grinsen hat. Dabei gibt es Erklärungen für Eckart Melletins Tat, und waren – wenn auch vielleicht nicht im Sinne des Mordparagraphen – Zweifel daran erlaubt, ob Eckart Mellentin wirklich der voll zurechnungsfähige, gemeine Mörder war, als der er jetzt für immer hinter Zuchthausmauern verschwindet.

Ich hatte Angst abzustürzen

Eppendorf – das ist einer der besseren Stadtteile in Hamburg. Man kann sagen, daß dort vor allem brave Leute wohnen. Und die Mellentins, Adolf, der Vater, und Marie, die Mutter, sind brave Leute. Während des Krieges zogen sie, ausgebombt, nach Mecklenburg; 1957 nahm Adolf Mellentin seinen Sohn Eckart von der Schule, der damals, wie der Angeklagte sagte, *keine Ambition mehr zum Lernen hatte*, und kehrte mit ihm illegal zurück nach Hamburg. Die Mutter und Eckarts jüngere Schwester Gisela, der von einer frühen Poliomyelitis eine halbseitige Lähmung geblieben ist, sollten später nachkommen. Erst wollte Adolf Mellentin zusammen mit Eckart das Malergeschäft in Eppendorf aufbauen. Anderthalb Jahre lang schufteten Vater und Sohn – dann war es soweit. Das Geschäft florierte, weil die Mellentins auch nachts und an den Wochenenden arbeiteten, bei Ärzten und Rechtsanwälten, die tags und in der Woche

ihre Räume nicht entbehren konnten. Die Mellentins legten Wert auf eine gute, gehobene Kundschaft.

Nach einigen Jahren verließ Eckart das väterliche Geschäft und nahm Arbeit bei einer Anstreicherfirma an, die ihn nach Tarif bezahlte, doch bis zu jenem 6. Oktober 1965 hat er seinem Vater stets geholfen, wenn es nottat – nachts und am Wochenende. Eckart Mellentin war ungewöhnlich tüchtig, fast tausend Mark im Monat hatte er zum Ausgeben, davon konnte er sich den großen Wagen leisten, den er korrekt bezahlt hat. Überhaupt gab es in seinem Leben nichts, das nicht nach Eppendorf paßte. Er trank nicht, nur Malzbier, rauchte nicht und mied Vergnügungsorte, bei der Bundeswehr trug er sogar eine Auszeichnung davon, die gewöhnlich an Reservisten nicht verliehen wird. Eckart sei nicht wie die anderen gewesen, sagte der Vater vor dem Richter, stolz auf den Erfolg seiner Erziehung und um so ratloser zugleich angesichts dessen, was sich dennoch entlud.

1962 lernte Eckart das Mädchen Heide Krothel kennen, die damals siebzehn war. Es sei Liebe auf den ersten Blick gewesen, sagte sie vor dem Richter. Als ihre Tochter Carmen kam, verlobten sich Heide und Eckart, die Heirat schien nur noch eine Frage der Zeit. Doch Heide Krothel fuhr in den Schwarzwald, ein paar Monate nur, aber zu lange; denn Eckart traf inzwischen bei der Arbeit in der Wohnung der Reinmachefrau Kommritz deren Tochter Ingrid, die geschiedene Frau Griebau. *Sie hat mich praktisch verführt. Ich bin sehr reizbar. Sie lud mich ein, an einem Sonnabend, und sie kam mir mit offenem Morgenmantel entgegen.* Und da war plötzlich etwas in Eckarts Leben, das nicht hinein-

paßte, eine ältere Frau, die mit ihm Dinge trieb, über die er zu Hause nicht reden konnte. *Sie war eine erfahrene Frau, und sie war sehr gerissen. Ich machte alles mit, was sie wollte, aber ich schämte mich. Ich hatte Angst vor ihr, Angst, daß sie mich auslachen würde, und es war sehr anstrengend, immer nach der Arbeit, jeden Tag. Und weil ich so viel arbeitete, dachte ich, das würde nicht gut sein für mich, ich könnte abstürzen, dachte ich, ich arbeitete draußen im vierten Stock. Aber auf dem Sofa wurde mir immer ganz anders, da kam der erotische Teil über mich, und sie war offenbar begeistert, hatte nie genug. Sie kannte sich in jeder Lage so gut aus. Wenn sie merkte, daß ich gut in Form war, Sie wissen schon, verführte sie mich immer.*

Ob er seinen Sohn denn jemals aufgeklärt habe, fragte einer der Sachverständigen Adolf Mellentin. Nein, das habe er nicht, aber ihn selber habe man auch nicht aufgeklärt und bei ihm sei alles gutgegangen. Ob er jemals mit seinem Sohn über Frau Griebau gesprochen habe. Nein, das habe er nicht, die Frau sei der Familie solch ein Ekel gewesen, daß sie nie über sie gesprochen hätten. Eckart war Frau Griebau überlassen, und er wurde nicht fertig mit ihr. Der Arzt habe ihr gesagt, sie könne keine Kinder bekommen, er brauche keine Angst zu haben, erklärte sie ihm. Aber sie bekam doch ein Kind – Thorsten. Da wurde dem Eckart Mellentin bang, aber sie ließ nicht locker. Heiraten wolle sie ihn zwar nicht, soll sie gesagt haben, aber sie werde dafür sorgen, daß ihn auch keine andere kriege. Und Ingrid Griebau ging nicht zimperlich mit ihrem Malergesellen um, steckte Zettel an seinen Wagen, in den Hausbriefkasten der Mellentins: *An die männliche Nutte Eckart Mellentin. Du*

müder Liebhaber. Deine Eltern sind genauso verlogen wie Du, Du Schwein. Wenn Du huren kannst, kannst du auch arbeiten. Ich zeige Dich bei der Krankenkasse an. Sie habe immerzu angerufen, auch nachts, sagten die Eltern, sie habe Kunden aufgesucht und Eckart schlechtgemacht, sie habe das Kind herumgezeigt. Das sei von Eckart, der männlichen Nutte, von dem Mellentin, dem Schwein, soll sie dabei erklärt haben.

Schlimm wurde es für Eckart Mellentin, als seine Verlobte Heide, die inzwischen nach Hamburg zurückgekehrt war, sich mit Frau Griebau hinter seinem Rücken in Verbindung setzte. Als er eines Abends Ingrid besuchte, trat Heide ins Zimmer. Seine Augen seien immer größer geworden, sagte Heide vor dem Richter, dann sei er die Treppe hinuntergelaufen, aber die Haustür sei schon verschlossen gewesen. Ingrid habe ihn zurückgeholt, lachend, er habe nichts gesagt, noch einmal sei er davon, wieder sei Ingrid hinter ihm hergestürzt, erst beim dritten Mal habe sie aufgeschlossen und ihn hinausgelassen, es sei eine schreckliche Szene gewesen. Am gleichen Abend noch sei Eckart zu ihr gekommen, um sich zu erklären, aber sie habe ihn weggeschickt. Ja, sie habe ihm auch einen bösen Brief geschrieben und ihm gedroht, sie werde etwas unternehmen, wenn er die Alimente für Carmen nicht zahle. Aber er habe eigentlich immer bezahlt. Er sei auch sehr nett gewesen zu dem Kind. Auf der Zeugenbank rang Heide Krothel, die erwachsen geworden ist, ihre Hände, niedergedrückt von ihrem, wenn auch noch so geringen Teil an Schuld. Sie hat sich mit Ingrid Griebau geduzt. Sie habe Ingrid Griebau häufig besucht, aber nur, um zu verhindern, daß Ingrid Griebau sie ihrerseits

besuchte. Sie hat zu dem Druck beigetragen, unter dem Eckart Mellentin stand, und sie weiß es. Dem Richter sagte sie, sie betrachte sich entgegen einer früheren Aussage nach wie vor als die Verlobte des Angeklagten.

Dieser Junge Eckart Mellentin wehrte sich. Zum ersten Mal in seinem Leben, das müssen wir ihm und seinen Eltern glauben, schlug er zurück, und das war dann gleich die Katastrophe. Sie hatte sich nicht angekündigt, sie kam unvorbereitet über alle, die an ihr zugrunde gingen. Wenige Tage vorher hatte Eckart Mellentin noch das Kinderbett gestrichen – Thorstens Bett. Und als Ingrid Griebau am S-Bahnhof Stadtpark in seinen Wagen stieg, ahnte er den Mord so wenig wie sie. Wohl war zu erwarten, daß es nicht gutgehen werde auf die Dauer, eine Lösung mußte gefunden werden, für eine der Frauen mußte Eckart Mellentin sich entscheiden. Aber er versuchte es nicht einmal, die Fäden zu entwirren, die ihn gefangenhielten in einer für ihn unerträglichen Situation. Dazu fehlte es ihm an Geschick, an Übersicht. Er wehrte sich, aber so radikal und so unbeholfen auch, wie sich nur Menschen wehren, denen der Verstand nicht gegeben ist, den der Mensch so nötig braucht, um zwischen Erdulden und Raserei den Weg zu finden. Auch darum begreifen die Mellentins nicht: Was Eckart in einem Augenblick als die einzige Lösung erschien, erscheint heute als die einzige Lösung, die keine war. Keine Spur führt zu einem Mord, wenn er geschehen ist, und alle Erklärungen erklären das eine nicht: seine Unwiderruflichkeit.

Als Zeugin der Anklage trat die Mutter der Ermordeten vor den Richter, eine kleine, verbitterte Frau, eine Greisin mit neunundfünfzig Jahren. Sie hatte alles vergessen, auch den

ewigen Zank mit ihrer Tochter, der Ingrid Griebau bewog, aus der gemeinsamen Wohnung auszuziehen und sich ein möbliertes Zimmer zu nehmen. Sie wiederholte nur, was damals, nach der Tat, die Zeitungen schrieben: Es werde alles wieder gut, habe Ingrid noch zu ihr gesagt, sie werde jetzt gehen, um den Vati zu treffen.

Widerstand mit dem Kopf

Am ersten Tage der Verhandlung versuchte Eckart Melentin noch, wenigstens sein Leugnen in Worte zu fassen, nachdem er seine Tat nicht mehr in Worte fassen konnte, in der absurden Hoffnung vielleicht, sich zusammen mit Ali zu seinem Richter durchlügen zu können, wenn ihm nur die richtigen Wendungen einfielen, wenn es ihm nur gelänge, Ali in der Sprache seines Richters auferstehen zu lassen. Und so trug er an Fremdwörtern und vermeintlich feinen Wendungen zusammen, was sein armer Kopf noch hergab. Auf die Frage des Richters, warum er sich denn mehrmals durch Geständnisse belastet habe, wenn er die Tat nicht begangen habe, sagte er, diese Symptome deutend, es sei dies wohl eine Bildungslücke gewesen, aber er habe in der Haft dazugelernt: *Die Hausnummer ist mir jetzt obskur. Da war ich schon arretiert. Ich habe mit so einem naiven Realismus der Beamten nicht gerechnet, deshalb habe ich gestanden. Die wollten ja Nonsense hören. Da habe ich die Decken eliminiert. Ich habe das in meinem Avidavit schriftlich niedergelegt. In meiner sympathetischen Alteration. Um das für mich veritabel erscheinen zu lassen. Es gab für mich eine*

Alternative dawider, und ich bitte mit Silentium darüber hinwegzugehen. Vom zweiten Tag an schwieg er, leistete er Widerstand mit dem Kopf nur noch, indem er ihn schüttelte.

Unser aller Unglück

Die Mellentins haben es schwer gehabt nach der Festnahme ihres Sohnes, nach den Schlagzeilen der Groschenpresse vom Elbmörder, der seine Geliebte und sein Kind aus Geiz erwürgt habe, von der rührenden Frau, die das Opfer ihrer Liebe geworden sei. Anonyme Anrufe kamen, sie sollten ihre Sachen packen und verschwinden. Aber schwerer als daran trugen und tragen sie an den Fragen, die sich ihnen stellten und auf die sie keine Antworten fanden und finden: Wie konnte das geschehen, sie hatten doch alles für ihren Jungen getan. War es denn wirklich geschehen?

Die Mellentins haben den 6. Oktober 1965 so wenig überstanden wie ihr Sohn. In der Hauptverhandlung versuchten sie, ihm ein notdürftiges Alibi auszustellen: Eckart könne es nicht gewesen sein, er sei den ganzen Abend zu Hause gewesen. Sie kenne doch die Schritte ihrer Männer, sagte Marie Mellentin, auch Eckarts Schuhe habe sie gesehen an jenem Abend, das Paar, das er immer zum Ausgehen angezogen habe. Den Ali, den hätten sie zwar nie getroffen, aber daß es ihn gebe, da seien sie sicher. Es habe auch jemand am Tage darauf abends angerufen. Und auch später noch seien Anrufe gekommen, in einer ausländischen, unverständlichen Sprache, und im Hintergrund sei die gleiche wilde

Musik zu hören gewesen wie bei den Anrufen der Ingrid Griebau. Das haben die Mellentins auch herumerzählt in der Gegend, in der sie wohnen, in Eppendorf. Es meldete sich sogar ein Zeuge für die Verteidigung, ein Friseur, der wußte, daß Ingrid Griebau mit Ausländern und auch mit Rauschgift zu schaffen hatte. Woher er das wisse? Von den Mellentins. Und seit wann? Das habe er nach dem 6. Oktober erfahren.

In Eppendorf wohnen brave Leute, aber was geht in diesen braven Leuten vor? Auch aus ihnen brach es heraus. Casablanca, man wisse doch schließlich, sagte Adolf Mellentin, wer da hingerate, der komme nicht zurück, das habe er erlebt mit einem Freund. Ingrid Griebau habe eine Schwester, die sei in Marokko, in Casablanca verheiratet mit einem Marokkaner, und Ingrid Griebau habe Eckart nach Casablanca locken wollen. Sein Sohn sei bedroht worden, da sei er sicher.

Daß es ineinandergriff, was Eckart sagte und was seine Eltern sagten, lag nicht an Absprachen oder Kassibern, die Übereinstimmung saß tiefer: Casablanca und Ali, das deckte sich nicht von ungefähr; diese Frau, die den Eltern ein Ekel war, war es dem Sohn in einer Weise nicht minder. Von ihr kam unser aller Unglück, sagten die Eltern, die an böse Geister nicht mehr glauben, aber an böse Ausländer und verruchte, geschiedene Frauen und die Sünde des Fleisches. Sie war mein Unglück, sagte sich der Sohn, guterzogen wieder. Was ich mit ihr trieb, das war schlecht, ich mußte mich von ihr befreien, irgendwie. Ali hat es getan, denn wie konnte es Eckart Mellentin tun.

Während der fünf Tage der Hauptverhandlung stemmten

sich Vorurteile gegen das zu erwartende Urteil, versetzte der Glaube, daß nicht sein kann, wofür es keine eppendorfsche Erklärungen gibt, seinen Berg, traten die Mellentinschen Fiktionen gegen unleugbare Tatsachen an, wurde eine Realität gegen eine andere ins Feld geführt und verlor sich immer wieder eine greifbare Schuld, die zwei tote Menschen hinterlassen hat, in der grauvollen Solidarität einer vernichteten Familie.

In der mündlichen Urteilsbegründung reduziert das Gericht die Tat des Eckart Mellentin auf das an ihr Feststellbare, den gemeinen Mord. Eckart Mellentin habe, um sich aus einer durchaus unangenehmen Situation zwischen zwei Frauen zu lösen, eine Frau getötet, die ihm lästig geworden sei, und ein Kind, das ihn gestört habe. Diese Tat stehe auf dem niedrigsten sittlichen Niveau. Es konnte nicht anders entscheiden. Das Strafgesetz ist nicht für einen, sondern für alle da. Nur trifft es eben immer einen Menschen, der keinem anderen gleicht, und richtet es stets über einen Fall, der ohne Beispiel ist.

Ein Mord, der ohne Strafe bleiben mußte

Der Türke Mahmut und die alte Dame

Die Nachbarn lachten über die alte Dame, die in Stöckelschuhen ging, sich sogar die Fußnägel noch lackierte, jugendliche Kleider trug, Tanzlokale aufsuchte und von hinten, wenn man sie die Straße entlangtrippeln sah, wie eine Vierzigjährige wirkte, obgleich sie die siebzig schon überschritten hatte. Und als die winzige und zerbrechliche alte Dame, die *gute Emmi*, noch einmal heiratete, wunderten sie sich. Denn der Mann, den sie sich erkor, war nicht halb so alt wie sie und ein kräftiger Kerl, ein Klotz von einem Türken.

Auf einem ihrer Streifzüge hatte sie ihn kennengelernt, in einem jener Lokale, in denen sich die eine sexuelle Not, die der Fremden, die keine Mädchen finden, zu der anderen, der alleinstehender Frauen, an den Tisch setzt. Sie wollte endlich ihr Leben, das bis dahin kümmerlich verlaufen war, genießen, nachdem sie ein Jahrzehnt geopfert hatte für einen Polen, der ein Pflegefall war und ihr nicht bieten konnte, wonach auch sie verlangte. Sie tanzte mit Mahmut, dem Türken, und sie lud ihn ein in ihre Wohnung. Ein Heim versprach sie ihm, wenn er nur das Bett mit ihr teile. Er nahm sie, und sie band ihn an. Sie ging zum Notar und hinterlegte ein Testament zu seinen Gunsten, sie setzte alles auf eine Karte. Was sie habe, werde er erben, sagte sie, wenn er sie nicht mehr verlasse vor ihrem Tode. Doch heiraten sollte er sie, darauf bestand sie.

Mahmut Kaya willigte ein. Im Sommer 1963 wurde die vierzig Jahre ältere Witwe Emmi seine Frau. Er war einund-dreißig, als er aus der Türken-Unterkunft, in der er gehaust hatte, umzog in ihre Wohnung nach Hamburg-Altona.

Die Nachbarn sagen, es sei eine glückliche Ehe gewesen, zuerst jedenfalls. *Emmi war sehr stolz, daß sie einen so jungen Mann gefunden hatte. Nur gute Worte hat sie für ihn gehabt. Daß er fleißig war und immer brav sein Geld zu Hause abgeliefert hat, konnte sie nicht oft genug erzählen. Sie lebte richtig auf. An den Altersunterschied haben wir uns schließlich gewöhnt. Sie war eine wunderbare Frau, aber auch Mahmut machte den allerbesten Eindruck auf uns. Er hing an Emmi.*

Fast zwei Jahre lang hatte Emma Kaya keinen Grund zur Klage.

Doch im Sommer 1965 trübte sich das Glück der Kayas. Immer häufiger trieb es Mahmut aus dem Haus, zurück in die Kneipen, die er kannte, zurück an den Spieltisch, und es geschah, daß er wegblieb auch über Nacht. Streit kam auf. Daß er ihr Geld verspiele, warf Emmi ihrem Manne vor, daß er andere Frauen haben könnte, argwöhnte sie. Und mit Sorge sah sie, daß er sich wieder herumschlug mit seinen Landsleuten. Sie machte ihm Szenen. Sie erwog, sich von Mahmut zu trennen; aber sie vermochte es nicht. Was er auch tat, wie sehr er sie kränkte, sie verzieh ihm und ließ nicht ab von ihm, bis zuletzt nicht.

Und die Jahre begannen sie nun zu drücken. Zwar kleidete sie sich noch immer jugendlich, aber ihr Gang wurde schleppend.

Am 10. Juli 1965 stolperte Emma Kaya in ihren Stöckel-

schuhen und stürzte auf der Treppe vor der Wohnung einer Freundin. *Sie ist bis ganz nach unten gefallen, siebzehn Stufen sind das, sie hat geschrien, und als ich rauslief, lag sie da, als ob sie nicht mehr aufstehen könnte.*

Am 16. Juli verließ Mahmut am Nachmittag die Wohnung, um in seinem Stammlokal Karten zu spielen. Gegen Mitternacht schickte er seinen Freund Afni mit einem Taxi zu seiner Frau, weil er Geld brauchte. Emma Kaya gab Afni, den sie kannte, da er einmal ihr Untermieter gewesen war, die gewünschten hundert Mark und schenkte ihm noch einen Apfel für den Weg. *Ob sie hinter mir die Haustür abgeschlossen hat, weiß ich nicht. Aber sie hatte schon ihr Nachtzeug an.* Kurz nach Mitternacht übergab Afni Mahmut das Geld.

Mahmut spielte bis gegen eins. Er sei dann noch in einem anderen Lokal gewesen, habe eine Hähnchenbraterei aufgesucht und sei erst nach zwei zu Hause angekommen. *Da lag meine Frau tot im Bett. Ich konnte es gar nicht glauben. Ich dachte an den Treppensturz. Da bin ich weggelaufen, um Hilfe zu holen.*

Niemand schöpfte Verdacht

Am 17. Juli, gegen halb drei Uhr morgens erschien Mahmut bei einer Freundin seiner Frau, einer Gastwirtin: *Edith komm! Frau tot!*

Er weinte und machte einen verzweifelten Eindruck. Ich bin mit ihm in die Wohnung gegangen, und da lag Emmi im Bett, zugedeckt bis zum Kinn. Ich habe sie angefaßt und gemerkt, daß sie am Kopf schon ganz kalt war. Da habe ich

zu Mahmut gesagt, daß Emmi tot ist. Ich habe ihn getröstet. Daß Emmi doch schon so alt war, habe ich gesagt.

Wenige Minuten vor drei war ein Funkstreifenwagen zur Stelle, den die Gastwirtin in ihrer Ratlosigkeit telephonisch herbeigerufen hatte. Die Polizisten diagnostizierten einen normalen Sterbefall und veranlaßten, daß ein Arzt geholt wurde und die Feuerwehr. Keinem der Beamten fiel auf, daß die alte Frau, die da in ihrem Bett lag, ermordet worden war. Niemand schöpfte einen Verdacht gegen Mahmut.

Erst der Obduktionsbefund des Gerichtsmedizinischen Institutes, der im Laufe des nächsten Tages eintraf, alarmierte die Mordkommission. Emma Kaya war erwürgt worden. Darüber hinaus wies die Leiche der alten Frau zahlreiche schwere Verletzungen auf: An ihrem Kopf fanden sich Schlagspuren. Ihre Leber war gerissen. Durch eine Verletzung an der rechten Herzkante war Blut in den Herzbeutel gedrungen. Die Bauchspeicheldrüse war abgequetscht. Sechzehn Rippen waren gebrochen, und in der Lunge war es zu einer Fettembolie gekommen.

Auf dem Bauch der Toten schließlich fand sich eine Abschürfung, die von einem besonders wuchtigen Fingerring stammen mußte.

Am 21. Juli wurde Mahmut Kaya verhaftet. Ihm, dem Ehemann, traute die Kriminalpolizei am ehesten ein Motiv zu, denn ein Raubmord lag nicht vor. Emma Kaya hatte sich gegen ihren Mörder nicht zur Wehr gesetzt, die Tote lag wie aufgebahrt in ihrem Bett, in einem aufgeräumten Zimmer. Nichts fehlte, nichts war durchwühlt. Mahmut trug an beiden Händen dicke Ringe. Er hatte kein Alibi. Und er hatte zunächst seine intimen Beziehungen zu einer anderen Frau

geleugnet und diese angehalten, ebenfalls zu schweigen. Es müsse Geld in der Wohnung gewesen sein, seine Frau habe ihm einmal achtzehntausend Mark in einem Briefumschlag gezeigt, hatte er außerdem behauptet. Aber mit ihrer Arbeit konnte Emma Kaya, die seit Jahren nur zweimal in der Woche als Putzfrau beschäftigt war, solche Summen kaum verdient haben.

Das genügte.

Die Staatsanwaltschaft erhob Anklage wegen Mordes. Sie legte Mahmut Kaya zur Last, *seine Ehefrau erdrosselt zu haben, während sie im Bett lag, um die Möglichkeit zu haben, seine Freundin zu heiraten.*

Fast zwanzig Monate verstrichen. Mahmut lernte in seiner Einzelzelle Lesen und Schreiben. Die Untersuchungsrichter quälten sich durch das Vorverfahren. Sie hätten dabei Türkisch lernen können.

Es war wie verhext. Dutzende von Zeugen mußten vernommen werden, darunter zahlreiche Landsleute Mahmuts. Mit den meisten Aussagen war nichts anzufangen. Und die wenigen Zeugen, mit deren Aussagen man unter Umständen etwas hätte anfangen können, verschwanden vor ihrer richterlichen Vernehmung auf Nimmerwiederssehen in die Türkei. Zum Beispiel die türkischen Untermieter Emma Kayas. Zum Beispiel jener Ahmed, dessen Photographie Mahmut im Bett seiner Frau gefunden haben will, nachdem man sie weggetragen hatte. Belastende Indizien lösten sich in Luft auf. Es wimmelte plötzlich von Türken, die dicke Ringe trugen. Und Mahmuts angebliches Motiv drohte abhanden zu kommen. Das Drama der Nacht vom 16. auf den 17. Juli 1965 gewann groteske Züge.

Kein Raum für Affekte

Am 6. März 1967 eröffnete Landgerichtsdirektor Klaus Dietrich Zimmermann die auf acht Tage angesetzte Hauptverhandlung. Nach sechs Tagen sprach das Hamburger Schwurgericht, dem Antrag des Staatsanwaltes folgend, der nach dem Ergebnis der Beweisaufnahme den Vorwurf des Mordes nicht mehr aufrechterhielt, den Angeklagten mangels Beweises auf Kosten der Staatskasse frei.

Das war durchaus nicht selbstverständlich. Aber Mahmut Kaya hatte das Glück, an einen Vorsitzenden zu geraten, der unnachsichtig die Zweifel sammelte, die zugunsten des Angeklagten sprachen. Er stand vor einem Richter, der in keinem Augenblick der Verhandlung gestattete, daß sich Affekte in die Lücken schoben, die die Anklageschrift gelassen hatte. Was irgend zu klären war, klärte er. Wo Zweifel blieben, unterband er kühl jede Spekulation.

Da versuchten zwei Zeugen, ein Türke und seine deutsche Freundin, Mahmut nachträglich ein Alibi zu zimmern. Nicht gegen ein Uhr habe Mahmut in jener Nacht das Lokal verlassen, wie sie noch beim Untersuchungsrichter angegeben hätten, sondern erst gegen zwei, daran erinnerten sie sich jetzt genau. Zimmermann blieb gelassen. Da wurde der Zeugin bang. Als es ans Schwören ging, zog sie es vor, sich plötzlich an nichts mehr genau zu erinnern. Der Türke aber blieb fest und griff zum Koran. Zimmermann ließ ihn gewähren, nachdem er ihn einmal gewarnt hatte.

Ein anderer Zeuge, ein älterer Herr, wurde, nachdem er artig seine Personalien angegeben und erklärt hatte, er kenne die Frau Kaya gut, denn er wohne in dem Haus, in dem sie

gelebt habe, unversehens von einem schlimmen Gelächter gepackt, das in ihm aufstieg bei dem Gedanken, daß er damals, gerade an dem Morgen, an dem es passiert war, eigentlich in den Urlaub fahren wollte. *Die Koffer waren schon gepackt, stellen Sie sich das bloß vor!* Wenige Sekunden später war der Mann kuriert und sah aus, als habe er sich vorgenommen, für den Rest seines Lebens lieber nicht mehr zu lachen. Und das, obwohl der Vorsitzende keine Miene verzogen und seine Stimme nicht erhoben hatte.

Eine Zeugin trat auf, für die um ein Haar die zweite Hälfte der Doppeltür in den Schwurgerichtssaal hätte aufgeschlossen werden müssen, eine Zeugin, die noch dazu so hieß, wie sie aussah. Zimmermann stellte ihr keine einzige Frage zur Person.

Und da war vor allem die Freundin Mahmuts, das angebliche Motiv. Hier waren peinliche Fragen unerläßlich, um des Angeklagten willen, und galt es, peinlichen Antworten zu widerstehen, um der Zeugin willen.

Sie habe nicht daran gedacht, Mahmut zu heiraten, erklärte die Zeugin. *Ich habe schließlich Kinder und bin auch nicht mehr ganz neu. Ich bin vierundfünfzig. Und Mahmut hat auch nicht daran gedacht. Meine Frau eine gute Frau, hat er mir gesagt. Zuerst habe ich nicht gewußt, daß er verheiratet war, aber als ich es erfuhr, als ich hörte, daß er eine deutsche Frau hatte, da wollte ich Schluß machen. Das geht ja nicht. Wissen Sie, ich war in der Türkei, ich kenne mich da aus. Da sagt man Bruder und Schwester zueinander. Der Mahmut war der ehrlichste Türke, den ich in meinem Leben getroffen habe. Der ist doch nur zu mir gekommen, weil ich ihm was Türkisches gekocht habe. Das kann ich nämlich. Und*

dann, na ja, wissen Sie, man ist doch auch nur ein Mensch. Aber ernste Absichten, nein. Das kam gar nicht in Frage. Ich war auch nicht verlobt mit ihm! Nie! Das stand aber in der Zeitung. Sehr traurig! Meine Kinder leben doch noch. Sehr traurig ist das!

Und auf die entscheidende Frage, ob sie sich daran erinnern könne, an welchem Tag Mahmut sie aufgefordert habe, der Kriminalpolizei ihre Beziehungen zu ihm zu verschweigen, am Sonnabend, dem 17. Juli schon, als ihm noch niemand mitgeteilt hatte, daß Emma Kaya erwürgt worden war, oder erst am Sonntag, als die Kripo ihm dies bereits vorgehalten hatte und es auch den Nachbarn schon zu Ohren gekommen war, beteuerte sie, das sei frühestens am Sonntag gewesen. Mit dieser Aussage brach das ohnehin schon wacklige Indiziengebäude auseinander.

Nur eine Gewißheit blieb: daß irgend jemand am frühen Morgen des 17. Juli 1965 eine harmlose Frau, die nichts wollte als einen jungen Mann für ihre alten Tage, ermordet hat.

Vom Vorsitzenden um das letzte Wort gebeten, beschwor Mahmut noch einmal seine Unschuld. *Allah ist mein Zeuge, ich habe es nicht getan!*

Aber es war nicht dieser Schwur, der ihn rettete. Noch immer sprach manches dafür, daß Mahmut in jener Nacht seine Frau getötet hat, weil er ihre Vorwürfe und das Leben an ihrer Seite nicht mehr ertrug. Das Gericht hätte diesen Schluß ziehen können. Es hat ihn nicht gezogen. Es sprach ein souveränes Urteil und ließ den Türken laufen.

Der Bestattungsunternehmer, dem Mahmut noch die Kosten für das erstklassige Begräbnis schuldet, welches Emma

Kaya auf Mahmuts Wunsch damals zuteil wurde, kann zufrieden sein mit diesem Urteil. Er wird sein Geld bekommen, vom Lohn des Türken. Jeder muß mit diesem Urteil zufrieden sein.

